

Rezension

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

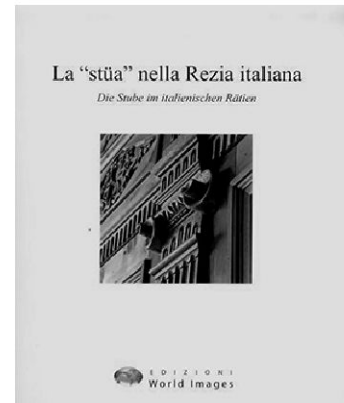
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension

Warmes Herz des Hauses – reich dekoriertes Repräsentationsraum

La «stüa» nella Rezia italiana. Die Stube im italienischen Rätien. Coordinamento Guido Scaramellini; Presentazione Rezio Donchi, Gianfranco Avella; Fotografie Livio Piatta. Raccolta dell'Accademia del pizzocchero di Teglio. Sondrio (Edizioni World Images) 2011. 320 Seiten, zahlreiche Farbaufnahmen. ISBN 978-88-89498-10-1.

Das aus dem Spätlateinischen stammende Wort «Stube» ist, in seinen verschiedenen Formen, von Italien bis Skandinavien und von Spanien bis Russland verbreitet. Seine primäre Kernbedeutung ist Ofen, Herd. In erweitertem Sinn bedeutet es beheizter Raum, Wohnzimmer. Ab dem 12. Jahrhundert verbreitete sich die Stube als aus Holz gezimmerter bzw. mit Holz verkleideter, ofenbeheizter Wohnraum im mittleren und östlichen Alpengebiet; zunächst in Klöstern, Burgen und Adelshäusern, dann auch in Bauernhäusern.



Untersuchungsrahmen und Umriss des Phänomens

Der vorliegende Bildband bezieht sich auf einen Teil dieses sozusagen klassischen Stuben-Verbreitungsgebietes: auf die sogenannte «Rezia italiana». Gemeint sind damit die Provincia di Sondrio – historisch: das Veltlin, Bormio und die Valchiavenna – sowie die hier ausmündenden Talschaften Bergell und Puschlav. Dass die in Sondrio produzierte Publikation über die Provinzgrenzen hinausblickt, ist sehr berechtigt; hängen doch Siedlungs- und Bauweise in erster Linie von naturräumlichen Faktoren (Höhenlage, Topographie, Baustoff-Ressourcen) und nicht von politischen Einteilungen ab. Willkürlich erscheint dagegen die Weglassung des nicht-italienischen Rätien. Irgendwie beschränken musste man sich natürlich; der Einbezug von Süd- und Nordtirol, vom Thema her durchaus gegeben und ergiebig, lag ausserhalb des Machbaren. Aber wenn schon das Puschlav und das Bergell, warum dann nicht auch das Engadin? Und die Mesolcina? Wenn aber schon Südbünden, warum dann nicht ganz

Graubünden? Schade also, dass die Herausgeberschaft, die Accademia del pizzocchero di Toglio, nicht das ganze Rätien, also auch das übrige Gebiet der pizochels, bizoccal, pizocels, bizochels, Pizokel und Bazöggel, berücksichtigt hat.

Das Konzept der «Rezia italiana» ist offenbar von der besagten Accademia für dieses Buch improvisiert worden. In seinem Bestimmungswort richtet es sich nach dem Kriterium: Wo ist die italienische Schriftsprache erste Schulsprache? Insofern hätte man allerdings wiederum das Moesano sowie die Tessiner Täler (usw.) mit einbeziehen dürfen. Vorher stellt sich aber noch die grundsätzlichere Frage: Welchen konkreten Einfluss soll denn die *lingua di Dante* auf den alpinen Hausbau ausgeübt haben? Die Frage so naiv zu stellen, heisst sie eindeutig zu beantworten. Dabei ist das Buch eigentlich ganz pragmatisch ausgerichtet. Es will einfach das geläufige heimatkundliche Konzept der *stüa valtellinese* (in Bormio heisst es übrigens *stua*) aktualisieren und auf bestimmte Nachbartäler ausdehnen.

Die Autoren können sich auf eine jahrzehntelange Praxis in der Erforschung bäuerlicher Wirtschaftsbauten und herrschaftlicher Häuser stützen – allen voran die Architekten und Architekturhistoriker Dario Benetti und Diego Giovanoli; sodann ihre Kollegen Urbano Beti, Cristian Copes und Stefano Zazzi; und natürlich auch der Kunsthistoriker Leza Dosch. Diese eigentliche Fachequipe wird verstärkt von den Landeshistorikern und Lehrern Guido Scaramellini, Augusta Corbellini, Gian Luigi Garbellini, Dario Monigatti und Patrick Giovanoli sowie dem Dialektforscher und Lehrer Remo Bracchi.

Die *stüa* ist in Bauernhäusern wie in Palazzi anzutreffen; und dies vom Quellgebiet der Adda bis fast an deren Mündung in den Comersee. Das höchstgelegene Beispiel ist zugleich das älteste erhaltene: eine in Blockbauweise erstellte, inschriftlich 1442 datierte bäuerliche Wohnküche in der Ganzjahressiedlung von Trepalle (2096 m) bei Livigno, mit winzigem Fenster. Das zweitälteste Beispiel stammt aus dem Haus der Adelsfamilie Quadrio in Ponte (485 m) bei Sondrio und befindet sich nun im Palazzo Besta in Toglio: eine fensterlose Schlafkammer mit gotisch gebogener Balkendecke aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Die ältesten schriftlichen Nachweise für die Existenz von Stuben gehen nur wenige Jahrzehnte weiter zurück. Eine *stüva*, *stufa* oder *stupha* erscheint jeweils als Ort, wo man Urkunden ausstellte; so 1422 in Poschiavo. Dort erwarb die Gemeinde 1438 die grosse Stube im Herrenhaus der vormals führenden Familie Olgiati (Ca da la Tor, Casa Torre) und machte sie zum neuen Gerichtssaal.

Ofenheizung und Holzbauweise bilden also den definitionsgemässen Grundbestand der Stube. Der Ofen (*pigna*) war typischerweise in Stein gemauert und wurde von ausserhalb der Stube befeuert. Oft befand sich angrenzend eine Nebenstube oder Kammer (*stüin* oder *stüin*, anderswo *stüvetta* oder *stuetta* genannt), die manchmal einen eigenen Ofen hatte, der aber von derselben Feuerstelle abhing.

Die Goldene Zeit

Im 16. Jahrhundert erhielt die Stube, der wichtigste Raum des Hauses, verstärkt repräsentative Funktion. Ihre Oberflächen verschönerten sich auf spektakuläre Weise. Die Deckenbalken wurden mit Hohlkehlen geziert, die Balkenwände mit Holztafeln und Zierleisten verkleidet. Ja, auch die Decken wurden schliesslich getäfelt und mit Profilleisten in Kassettenfiguration versehen sowie mit heraldischem Schnitzwerk geschmückt. Das Stubentäfer war entstanden und damit die Täferstube: die typische Veltliner Stube, oder auch Bündner Stube. Der Entstehungszeit entsprechend, gehorchten die (manchmal vergoldeten) Schnitzereien, die Intarsien und die architektonisch aufgefassten Wandgliederungen – Pilaster, Kapitelle und Friese, Rundbogen und Dreiecksgiebel, ja sogar Hermen und Karyatiden – zunächst ganz der Formensprache der Renaissance.

Aussen wurden die betreffenden Hauspartien nun mit Stein ummantelt bzw. verputzt. Aber auch reine Steinbauten übernahmen Elemente der Stube, nicht nur die Ofenheizung, sondern auch die hölzerne Wandverkleidung. Diese schuf nämlich ein besseres Raumklima. Dreiviertel hohe Täfer und geschnitzte Holzdecken, beides in äusserst prächtiger Form, enthält etwa die Villa Vertemate in Prosto bei Piuro von 1577. Solche Beispiele – konstruktiv gesehen keine echten Stuben – zeigt das Buch im Bild, ohne sie im Text näher zu beschreiben.

In den Talsiedlungen ging die Konjunktur der *stüa* im späten 18. Jahrhundert zu Ende. Der vornehme Geschmack hatte sich verändert (vielleicht auch im Zusammenhang mit einer Klimaveränderung seit dem Tiefpunkt der «Kleinen Eiszeit»). Der Wohn- und Schmuckwert der Täfer wurde nun geringer geschätzt. Als Dekoration herrschaftlicher Räume zog man die Wand- und Deckenmalerei vor. Ja, die alten Arven-, Lärchen-, Tannen-, Kastanien- und Nussholzpaneele wurden nun öfters mit hellen Deckfarben übermalt. Im bäuerlichen Bereich erstell-

te man aber noch im 19. Jahrhundert gerne Täferräume; dies gerade auch in höheren Lagen (wenn auch nicht ganz oben; die Alpen blieben eine stubenfreie Zone).

Das *stüa*-Buch hat annähernd den Charakter einer Bestandesaufnahme. Es gliedert sich nach Teilregionen, um dann jede Stube einzeln zu präsentieren. Zugangsbeschränkungen oder schlechter Erhaltungszustand konnten die Aufnahme verhindern, weshalb die Herausgeber nicht von einem eigentlichen Inventar sprechen wollen. Die neunzig beschriebenen Beispiele erlauben dennoch statistische Aussagen. Zunächst in zeitlicher Hinsicht: Je etwa ein Viertel der Stuben stammt aus dem 16., dem 17. und dem 18. Jahrhundert; etwa ein Achtel aus dem 19. Jahrhundert; etwa ein Zwanzigstel aus dem 20. Jahrhundert (der Rest aus dem 15. und dem 21. Jahrhundert).

Aufschlussreich ist auch die regionale Verteilung. Das mittlere Terzier des Veltlins mit Sondrio sowie das obere Terzier mit Teglio, Tirano und Grosotto stehen an der Spitze: Sie verfügen jeweils über einen Fünftel des gesamten Stuben-Bestandes. Als verhältnismässig stubenreiche Landschaften folgen die Grafschaften Chiavenna und Bormio sowie das Bergell. Die Schlusslichter in dieser quantitativen Rangfolge bilden das untere Terzier des Veltlins mit Morbegno – eine warme und wohl deshalb relativ stubenarme Gegend – sowie das Puschlav.

Reich an schönen Stuben aus der grossen stilbildenden Zeit, dem 16. Jahrhundert, sind vor allem Chiavenna und das mittlere und obere Veltlin; zudem das Bergell. Im Bergell blieb man dabei allerdings eher konservativ. Hier lagen die Deckenbalken noch lange offen, was wie ein gotischer Zug anmutet, und die Attribute der Renaissance – einer manieristischen Spätrenaissance – wurden nur zögernd übernommen. Dafür erschienen solche Formen dann auch im übrigen reformierten Graubünden noch zu einer Zeit, als der katholische Süden längst zum Barock übergegangen war.

Wertschätzung durch die Nachgeborenen

Eine auffällige Erscheinung bilden die verkauften und exportierten Stuben. Für die historischen Täfer aus dem Alpenraum interessierten sich ab dem späten 19. Jahrhundert der internationale Kunsthandel und die grossen Museen mit kunsthandwerklicher Abteilung. So gelangten in den 1890er-Jahren die zwei wohl schönsten Stuben der «Rezia italiana» aus den Palazzi der Pestalozzi zu Chiavenna nach Zürich, ins Schweizerische Landes-

museum, und (via Chur) nach Darmstadt, ins Hessische Landesmuseum. An beiden Orten gehörten die Chiavennasker Täfer zum Grundstock der Sammlung, der bei der Museumseröffnung stolz präsentiert wurde. Eine weitere aus den 1580er-Jahren stammende Stube wurde ebenfalls aus Chiavenna zunächst nach Mailand, dann weiter nach Paris und schliesslich nach Los Angeles veräussert. Kürzlich hat man sie in Kanada, im Seattle Art Museum, wieder entdeckt.

Aus Grosotto wurde jenes Täfer, welches 1590 für Giacomo Robustelli, den späteren Anführer des Veltliner Aufstandes und Gubernator des Veltlins von spanischen Gnaden (1620–39), angefertigt worden war, nach Magdeburg verkauft. Dort ging es nach dem Zweiten Weltkrieg unter sowjetischer Besatzung zugrunde. Eine um 1604 ebenfalls in Grosotto hergestellte Prunkstube wanderte zu Beginn des 20. Jahrhunderts ins Oberengadin, in die Stuben-Sammlung des Bierbrauers Riet Campell (Engadiner Museum, St. Moritz).

Das zuletzt erwähnte Beispiel verrät schon, dass die Bündner früher als ihre ehemaligen Untertanen anfangen, das kulturelle Erbe zusammenzuhalten. Veräusserungen historischer Stubentäfer waren zwar auch im nordalpinen Rätien vorgekommen. Aber bereits im Jahr 1890 gewährleistete die Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden den Erhalt der wertvollsten Renaissance-Stube in Chur (Menhardt'sches Täfer, 1583): Sie kaufte sie an und liess sie als Depositum ins Churer Rathaus versetzen. Anderthalb Jahrzehnte später begann dann auch der Bündner Heimatschutz sich um «Schutz und Rettung des guten Alten» zu sorgen. Die Bewusstseinsbildung, die schliesslich zum Schutz materieller Kulturgüter führte, wurde offenbar von einer gewissen Modernisierungskrise angeschoben.

Florian Hitz